

Zeitung

*ist ein Schrumpfwort, es ist erst attraktiv geworden durch das Vergessen des Mittelteils: verschwand.

Walter Laufenburg, «Laufenburg Läster-Lexikon», www.netzine.de

[...] In regelmässigen Abständen, meist täglich, erscheinendes Druckerzeugnis, dessen Kennzeichen Aktualität und Informationsbreite sind. Zugänglich für jedermann, unterscheidet man Lokal-, Regional-, Boulevard-, Morgen-, Abend-, Tages-, Wochen- und Sonntagszeitungen. Die ersten Zeitungen erschienen in Deutschland zu Beginn des 17. Jh. Sie waren im Quartformat gedruckt und umfassten kaum mehr als 4 bis 8 Seiten bei einer durchschnittlichen Auflage von 300 bis 400 Exemplaren. Über Jahrhunderte hinweg war das Kennzeichen der Zeitung der reine «Schwarz-auf-Weiss-Druck». Seit mehreren Jahren jedoch drängt verstärkt die Vierfarbigkeit in die Zeitungswelt – was früher nur Boulevard-Zeitungen vorbehatten war. Die modernste Form der Zeitung, die «Bildschirm-Zeitung» ist über Video- und Bildschirmtext elektronisch abrufbar.

Das bunte Lexikon der schwarzen Kunst, http://virtuelleschuledeutsch.at/dachs_gutenberg.html

*Die Zeitung scheint nur aus Oberfläche zu bestehen; lang und breit sind die Texte, Tiefe lassen sie vermissen. [Wer] versucht, sie ganz herauszuziehen aus dem Briefkasten, ohne selbigen zu öffnen, der weiss es besser. Passt nicht auch die Zeitung schon kaum durch den Schlitz? Sind nicht im Nu halbe Leitartikel weggerissen, hässliche Schürfwunden hinterlassend, mitten im Satz? Hat nicht auch Papier Korpus und Statur? Ja, jede wirre Glosse, jedes missratene Porträt, alles hat so viel Substanz, wie der Bruchteil eines Millimeters tragen kann. Das summiert sich mit der Seitenzahl, und plötzlich wiegt die Zeitung 1kg. [...] Die Dreidimensionalität der Zeitung fällt nie so auf wie in dem Moment, da sie aus dem Briefkasten gezogen oder in den Container gesteckt wird, also noch nicht oder nicht mehr gelesen wird. Darin gleicht sie dem Fernseher, dessen Sperrigkeit nach dem Erwerb erst im Sperrmüll wieder offenbar wird. Als zweidimensionales Medium mit dreidimensionalen Eigenschaften scheut die Zeitung nichts so sehr wie die Eindimensionalität: Auf den Punkt zu kommen ist das schlimmste.

Ulrich Stock, «Stützen der Gesellschaft», Die Zeit, Ausgabe Nr. 32/2001

[...] Ich widme mich dem Lesen einer Zeitung, als liefe ich durch eine grosse Stadt, in der ich noch nie vorher war. Doch auch wenn man noch nie in einer Stadt war, bekommt man rasch ein Gefühl dafür, wo der Hauptbahnhof liegt, und man merkt, wo sich die Läden verdichten. [...] Wie die Stadt, so hat auch die Typografie einer Zeitung selbstverständlich eine Struktur; vielleicht ist diese eher dem Städtebau vergleichbar als der Architektur. Wie die Form – oder besser das Chaos – der grossen Städte, so hat auch die Form der Zeitung ihren Ursprung in der Kultur des 19. Jh. [...]

Walter Nikels, «Der Raum des Buches», 1998

*Heute aktuell, morgen Wurstpapier, in zwanzig Jahren Kulturgeschichte.

Paul Fechter Quelle und Jahr leider nicht zu ermitteln

Aus: «Das Lesikon der visuellen Kommunikation» von Juli Gudehus, 2010

Lesen

WOLFRAM GRODDECK

Kulturkonservative Befürchtungen und Warnungen haben es an sich, dass sie sich immer wieder mal irren. So glaubten noch vor wenigen Jahrzehnten manche, dass die Bilderflut in den «Medien» bald zum Verschwinden von Text und Lesen überhaupt führen müsse. Es kam anders: Statt der prognostizierten Analphabetisierung hat sich seither eine beispiellose Vertextung des Alltags ereignet. Die Euphorie des weltweiten Netzes stützt sich heute ganz wesentlich auf Text. Eine Welt voll von Lesern also? Und alles wieder gut?

Aber was heisst eigentlich «lesen»? In der Geschichte des Schreibens und Lesens, die ja erst ein paar tausend Jahre alt ist, gab es immer skeptische Stimmen. Schon Platon traute dieser neu-modischen ägyptischen Erfindung, der «wasserlosen Schrift», überhaupt nicht über den Weg. Sie mache die Menschen nämlich vergesslich. (Und so ganz daneben liegt diese älteste Medienkritik, von der wir wissen, vielleicht doch nicht?) Aber um nicht zu weit zurück zu gehen: Nietzsche befürchtete in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts: «Noch ein Jahrhundert Leser – und der Geist selber wird stinken». Dass Jedermann lesen lernen darf, verdirbt auf die Dauer nicht allein das Schreiben, sondern auch das Denken.» Und sogar bei sich selbst machte Nietzsches Verdacht auf die schlimmen Folgen des Lesens nicht halt: «In tief arbeitsamen Zeiten sieht man keine Bücher bei mir: ich würde mich hüten, Jemanden in meiner Nähe reden oder gar denken zu lassen. Und das hiesse ja lesen ...» Und weiter: «Werde ich es erlauben, dass ein fremder Gedanke heimlich über die Mauer steigt? – Und das hiesse ja lesen ...» Denken und Lesen scheinen sich auszuschliessen – könnte man nun denken. Es sind feindliche Geschwister, die sich allerdings einander anpassen können. So gibt es zwar ohne Zweifel das gedankenlose Lesen: lesen, schlügen, vergessen ... Aber es gibt ja auch ein denkendes Lesen, ein Lesen, bei dem man mit dem Text und seinen Gedanken allein ist: Eine Erfahrung der Stille, ein Zustand der Freiheit.

Lesen und ungestörtes Denken zugleich – gibt es hierfür Voraussetzungen, die unabdingbar sind? Eine ist sicherlich das Buch, genauer: die unveränderliche Schrift, zu der man immer wieder zurückkehren kann, zu der auch andere, später, über Generationen hinweg, zurückkehren können.

Aber die Rückkehr zur unveränderlichen Schrift ist

nicht gleichgültig gegenüber dem Medium, in dem sie besteht. Nicht jede Schrift ist unveränderlich: Inschriften in Stein können Tausende von Jahren überdauern, in Sand Geschriebenes dauert vielleicht nur einen Windstoss lang. Papier, das geduldige, hat bewiesen, dass es über Jahrhunderte hält. Die digitalen Textwelten aber, die virtuelle Gutenberggalaxis, haben in Hinblick auf Haltbarkeit noch gar nichts bewiesen.

Die messianische Hoffnung auf ein «Netz», das nichts mehr vergisst, wird begleitet von der schattenhaften Panik, dass nichts mehr vergessen wird. Der Schreck darüber, dass das, was einmal von dir im Internet deponiert wurde, unlösbar sei, bestätigt aber nur den Glauben, dass auch das, was man nicht vergessen möchte, was auf keinen Fall zu vergessen sei, für immer im digitalen Universum gesichert und für immer lesbar sei. In Wahrheit weiss aber niemand, wann welcher Text im Internet, in der grossen «Wolke», verschwinden wird. Ungeklärt ist, wer die Server abstellen könnte, um

Die digitalen Textwelten aber, die virtuelle Gutenberggalaxis, haben im Hinblick auf Haltbarkeit noch gar nichts bewiesen.



Dokumente, die «Daten», zum Verschwinden zu bringen. Und niemand weiss, wie es sich verhindern liess, dass Texte, historische Dokumente auch, «stillschweigend» verändert werden. Die virtuelle Welt der digitalen Schrift ist kein Ort für die unveränderliche Schrift. Sie ist daher auch kein Ort für das vielzitierte «kulturelle Gedächtnis». – Daran muss noch gearbeitet werden, sagen die Gläubigen der digitalen Welt und sehen nicht ein, dass dies gar kein technisches, sondern ein politisches Problem ist. Der virtuelle Text-Raum ist kein interessfreier Raum, er stellt keine harmlose Dienstleistung dar, die nichts kostet und die nichts von dir will. Im Gegenteil, das hat jüngst die primitive Neugier der NSA zur Genüge demonstriert und bewiesen. Und Google und Facebook ebenso ...

Aber abgesehen von solchen düsteren Überlegungen gibt die digitale Welt der Texte heute mehr als jemals in der Geschichte der Menschheit

zu lesen. Fast jeder Text (der nicht zufällig durch lästige Urheberrechte geschützt und gesperrt ist) ist heute mit ein paar Klicks erreichbar und abrufbar. Und angenommen, seine Schriftform sei unverändert, dann unterscheidet er sich auch nicht mehr vom Buch: Er ist gleichermaßen lesbar.

Aber liest man ihn auch in der gleichen Weise? Verschiedene Studien zum Leseverhalten lassen vermuten, dass es ein «flaches» und ein «tiefes» Lesen gebe: Das flache Lesen ist das schnellverwertende, auf Informationen erpicht Lesen, das eher am Bildschirm geschieht. Das tiefe und vertiefende Lesen sucht im unveränderlichen Raum des Textes, auf der einzelnen Seite, im ganzen Buch, den Sinn des Geschriebenen. Natürlich kann man auch ein Buch nur durchblättern und überfliegend lesen, und vielleicht verweilt man auch einmal vor einem Text auf dem Bildschirm in meditativer Aufmerksamkeit. Aber die eigentliche Kunst des Lesens hat ihren Ort noch immer in der Stille des Buchs oder der einzellen Handschrift. Zum Schluss sei noch einmal an Nietzsche, den Basler Altphilologen erinnert, der die Philologie – die «Liebe zum Wort» – als Modell einer Kunst des Lesens überhaupt bestimmte und 1887, in der Vorrede zu seinem Buch «Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile», geschrieben hat:

«Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor Allem Eins heischt, bei Seide gehn, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden –, als eine Goldschmiedekunst und -kennerschaft des Wortes, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzuthun hat und Nichts erreicht, wenn sie es nicht lento erreicht. Gerade damit aber ist sie heute nöthiger als je, gerade dadurch zieht sie und bezaubert sie uns am stärksten, mitten in einem Zeitalter der «Arbeit», will sagen: der Hast, der unanständigen und schwitzenden Eifertigkeit, das mit Allem gleich fertig werden will, auch mit jedem alten und neuen Buche: – sie selbst wird nicht so leicht irgend womit fertig, sie lehrt gut lesen, das heisst langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken, mit offen gelassenen Thüren, mit zarten Fingern und Augen lesen ...» –

Wolfram Groddeck, *1949, emeritierter Professor der Universität Zürich, lebt in Basel. Arbeiten u.a. zur Rhetorik und Poetik, zur Editionstheorie sowie zu Hölderlin, Nietzsche und Robert Walser. Seit 2004 leitender Herausgeber der Kritischen Robert Walser-Ausgabe.

Die Illustrationen sind von Lena Eriksson, *1971, lebt und arbeitet in Basel und Visp.
www.lena-eriksson.ch



Lesen WOLFRAM GRODDECK

«Die messianische Hoffnung auf ein «Netz», das nichts mehr vergisst, wird begleitet von der schattenhaften Panik, dass nichts mehr vergessen wird.» Seite 1

Vom Aussterben der Artenvielfalt ... TARA HILL

«In jener Jahreszeit, wo traditionell die Hochkultur ruht, herrschte 2014 insgesamt ohrenbetäubende Stille im «Freilichtmuseum Basel».» Seite 2

Taatoo-Tattaa! WALTER MORGENTHALER

«Basel ist eine Stadt, was niemand ernsthaft bestreitet. Nicht die grösste Stadt, was niemand behauptet, aber immerhin eine stattliche Stadt.» Seite 3

Ich sei der letzte lebende Kommunist in Basel

GUIDO NUSSBAUM MIT BIRGIT KEMPKER

«Ist mir lieber als Marxist. Marxist ist abstrakter. Weniger direkt zu leben.» Seite 4–5

Gummikultur fernab vom Porno ... DOMINIQUE ZIMMERMANN

«Vor dem Schaufenster wird täglich fotografiert, gekichert oder schnell weggeschaut: Seit 25 Jahren gibt es die «Condomeria» am Rheinsprung.» Seite 6

Auf dem Verhandlungstisch

MONIKA DILLIER, RUT HIMMELSBACH

UND ANDREA SAEMANN Seite 7

Über Gäste und Gastfreundschaft in Basel

ALEXANDRA STÄHELI

«Basel ist eigentlich gar nicht so schlecht – für eine Kleinstadt, fasst Gastkünstler Andrew Ross ganz offen und unironisch zusammen.» Seite 8

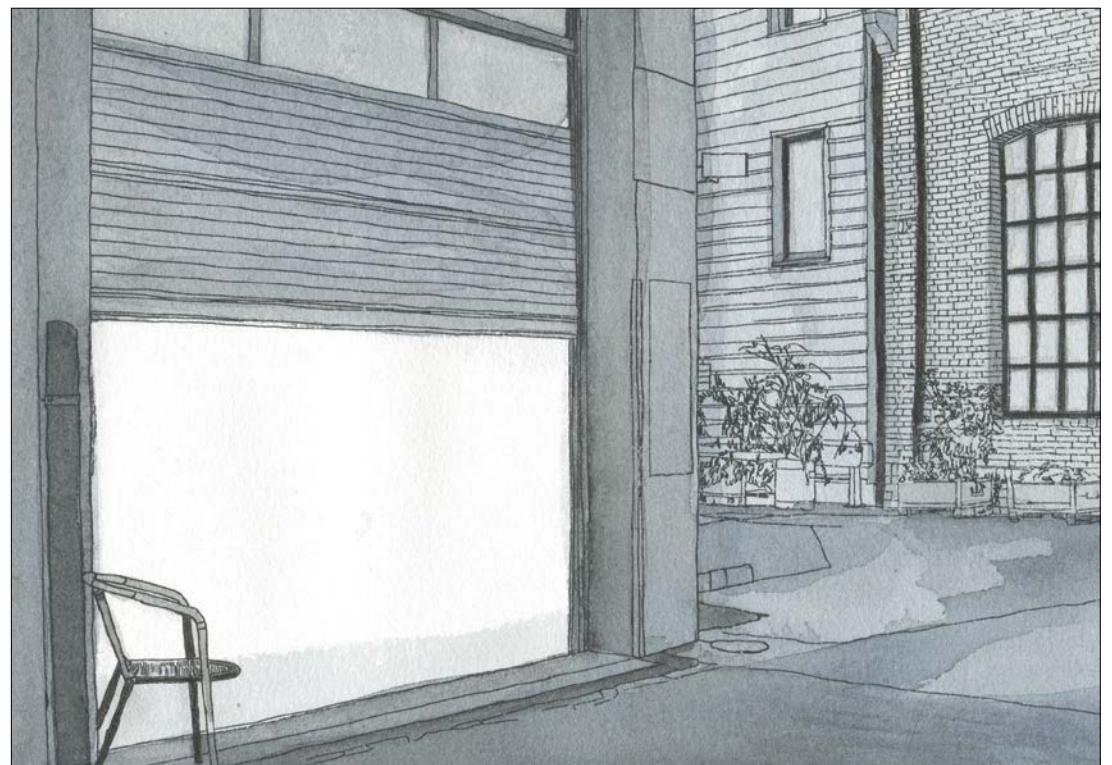
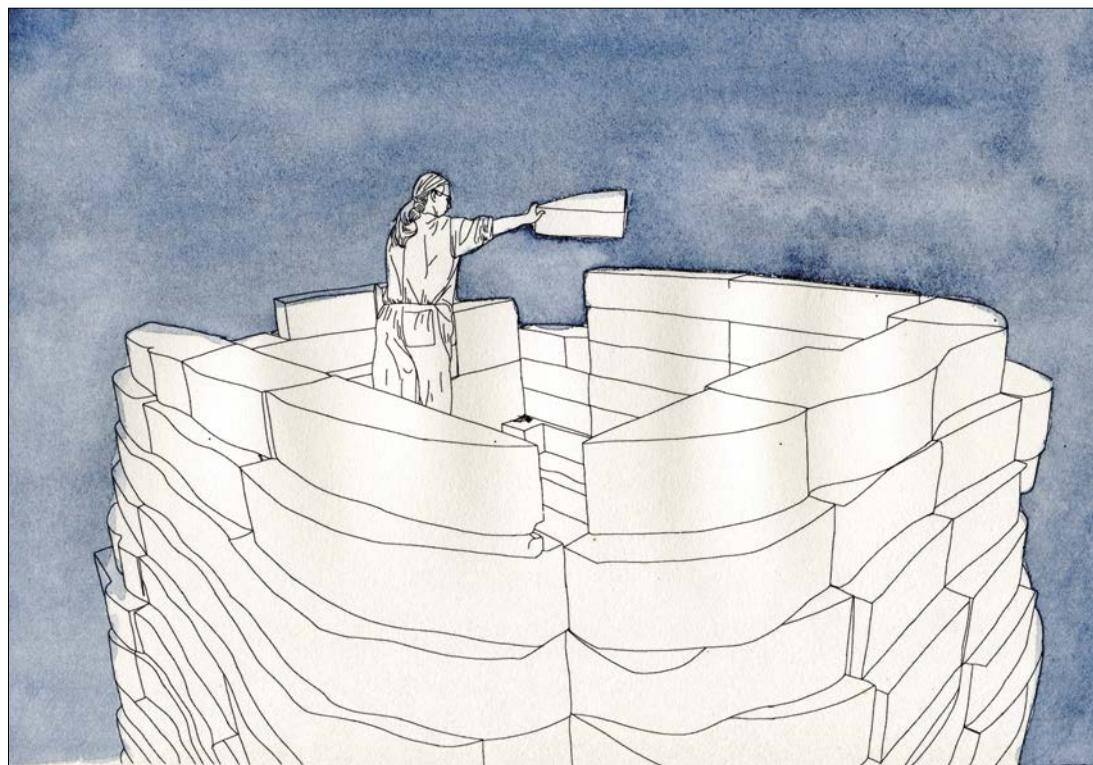
Tête de veau braisé 8 4

SAMUEL HERZOG

Rotgeschmorter Kalbskopf mit Basler Läckerli Seite 8–9

Vom Aussterben der Artenvielfalt: Ein Abgesang auf die Basler Alternativkultur

TARA HILL



Der diesjährige Sommer war nicht nur lau, sondern auch auffällig ruhig. In jener Jahreszeit, wo traditionell die Hochkultur ruht, herrschte 2014 insgesamt ohrenbetäubende Stille im «Freilichtmuseum Basel»: ein Sommerloch der Superlative – auch in der Alternativkultur, die in vergangenen Jahren gerne in die Bresche sprang.

Am Dornröschenschlaf änderte auch die lang erwartete Eröffnung des gestifteten Jazzcampus wenig: Während sich Tout Bâle zuprostete, zeigten sich viele Anwesende hinter vorgehaltener Hand leise enttäuscht, wie wenig die freie Szene in die Wiedereröffnung der ehemaligen «Satisfactory» einbezogen wurde. Denn obschon offiziell «Open House» angesagt war, spielte die Musik nur im etablierten Rahmen – und gegen Eintritt. Einem zufällig als Gast anwesenden Basler musiker, der eigentlich als Knabenmusik-Instruktur arbeitet, ging die Förmlichkeit spürbar gegen den Strich: Er begann, selber auf der Utengasse zu improvisieren, um dem Anlass ein wenig Spontaneität einzuhauen.

Beobachtet wurde diese Szene vom freien Journalisten Michel Schultheiss, der als Co-Chefredakteur des Online-Kulturmagazins «Zeitnah» seit zwei Jahren die Alternativkultur der Stadt dokumentiert. «Generell bin ich skeptisch, wenn zu viel gesteuert wird», entgegnet Schultheiss auf die Frage, wohin die Kulturstadt zurzeit steuert: «Eine Stadt erhält ihren Charakter gerade wegen Entwicklungen, die nicht einfach auf dem Büroatisch geplant werden. Der öffentliche Raum wird erst interessant, wenn ihm Hoch- und Subkultur gemeinsam seinen Schliff verpassen: Daher ist Basel sicher gut beraten, vermeintliche Unstimmigkeiten, die nicht ins sterile, herausgeputzte Stadtbild passen, nicht einfach zu verbannen.»

Das genaue Gegen teil geschah diesen Frühsommer allerdings bei der «Pappelleraffä re», als die Polizei während der «Art» Dutzende Studenten sowie Dozen ten der HGK verhaftete, um sie an einer Favela-Gedenkaktion zu hindern. Genauso bei der Räumung der zuvor tolerierten Besetzung «Uferlos» auf dem Ex-Migrol-

Denn seit dem Ende des zuvor blühenden und wuchernden Biotops rund um die Wagenburg, herrscht auch auf der Betoneinöde des Klybeck quais Friedhofsrufe.

Areal, wo die Kulturprojekte der Wagenburg weichen mussten, um Platz für den Parkplatz der Kunstmesse «Scope» sowie den Verein «Shift Mode» zu schaffen, dem die Schirmherrschaft übertragen wurde. Das Ergebnis dieser Interventionen: Viel zerschlagenes Geschirr, einige zerschlagene Fensterscheiben und eine ziemlich desillusionierte Generation junger Kulturschaffender.

Denn seit dem Ende des zuvor blühenden und wuchernden Biotops rund um die Wagenburg, herrscht auch auf der Betoneinöde des Klybeck quais Friedhofsrufe. Dass nun als langerwartetes, erstes Projekt von Shift Mode – trotz der erfolgreichen, benachbarten Gastro-Projekte «Marina» und «Landestelle» – mit «Patschifig», eine weitere Bar auf das brachliegende Areal zieht, wird in der Kulturszene heftig kritisiert. «Eine unglückliche und viel zu späte Pflästerli-Politik statt des angekündigten, kulturellen Kontrasts», lautet der Tenor.

Der Vorwurf, dass in der rotgrün dominierten Kulturstadt ein mutloser Verwaltungsgeist Einzug gehalten habe, verwundert eigentlich – wurden viele profilierte Stadtgrössen doch selber in der Blütezeit der Alternativkultur politisiert: Damals, als die Jugend Ende der 80er aufbegehrte, als die «Alte Stadtgärtnerie» vor ihrer Räumung mit ihrem wilden Mikrokosmos zur Urzelle späterer Zwischennutzungen wurde.

Anfang 90er-Jahre zog die Stadt damals die Lehren aus den Turbulenzen – und tolerierte vorübergehend grosse Freiräume wie «Schlotterbeck» und «Stücki», das mit dem Technotempel Planet E und dem legendären Littmann-Club «Bimbotown» für Furore sorgte. Das Resultat: Ein Experimentierfeld, das den Ruf der Kulturstadt stärkte, und von dem sogar internationale Impulse ausgingen.

«Damals gab es weniger Regeln und Regulierung – die Visionen waren greifbarer, der Reiz, etwas Eigenes auf die Beine zu stellen grösser, es herrschte das Prinzip: No risk, no fun», erinnert sich Maurits de Wijs, der als einer der letzten Mitbegründer des «Werkraum Warteck pp» 20 Jahre später noch immer seine Agentur für neue Medien «zweihochdrei» dort betreibt, und weiterhin in alternativkulturellen Projekten aktiv ist. Mit dem Ende des letzten grossen Freiraums «nt/Areal» ist laut de Wijs aber kaum noch etwas von diesen Grundsätzen übrig geblieben: «Der Sponti-Geist wurde zum Opfer des Qualitätsmanagement. Wir professionalisieren uns inzwischen zu Tode», bilanziert er etwas sentimental.

Nicht weniger harsch fällt das Urteil von Johannes Sieber aus: «Bei allem Respekt, aber die Zeit der Hippies ist Geschichte. Zöglinge der oberen Mittelschicht prägen heute das Bild der alternativen Kultur. Alle andern sind aus Mangel an Mitteln und aufgrund fehlender Altersvorsorge

längst vernünftig geworden», sagt der Netzwerker und Kulturmanager, der mit seinem «Netz lab» etwa die Entwicklung des Kuppel-Areals begleitet, und als Kopf von «Gaybasel» auch im Nachtleben viele Akzente setzte.

Zunehmend wird somit scheinbar auch die Alternativkultur neoliberalen Maximen von

Verwertung und Effizienz angepasst: Erlaubt ist, was rentiert und nicht stört. Öffentlich aufzumucken mag aber kaum jemand aus den eigenen Reihen – oder wenn, nur anonym: «Junge Künstler müssen immer umfangreichere Präsentationsmappen erstellen, die sofort in Schubladen von Stiftungen und Kantonen verschwinden, statt dass sie künstlerisch und gesellschaftlich etwas bewegen können», übt sich ein profilierter Basler Kulturmanager in enervierter Selbstkritik seiner Zunft: «Spätestens seit der Neubesetzung des Sicherheitsdepartements herrscht sowieso Dürre in der Stadt. Die ehemaligen Spontis der Kulturlobby teilen den Kuchen unter sich auf, und üben sich im Prinzip Topdown statt Grassroots.»

Eigentlich sei es eine gute Idee gewesen, dass die Regierung selber neue Rahmenbedingungen für die Alternativkultur schaffe. Passiert sei jedoch das Gegenteil: «Das Gestrüpp des Paraphrenschungels wurde noch dichter, und wenige

Stiftungen, Agenturen und Vereine entscheiden nun in der Stadt über Sein und Nichtsein.»

Beispiele für diese Tendenz gibt es viele: So mussten etwa an der Achse Feldberg-Klybeck alternativkulturelle Projekte wie die Agora Bar oder das Café Hammer die Segel streichen, während die Stadt am von der erfolgreichen Agentur «Kantensprung» ermöglichten Projekt «Lady Bar» des «Shift Mode»-Teams trotz ganz ähnlicher Probleme festhielt: «Auch wenn ich diese Player und ihre Arbeit persönlich durchaus schätze: Wer hier kein Gehör für seine Idee erhält, hat zurzeit kaum mehr andere Chancen auf ein Plätzchen.»

Die Situation im zunehmend gentrifizierten Kleinbasel beschreibt auch Michi Zaugg, Leiter des international gefeierten Plattenladens «Plattfon» in der Feldbergstrasse, und Initiator hinter einflussreichen Reihen wie «Klappfon» und «Oslo 10», als «sehr schwierig». Viele in seinem Umfeld hätten der Stadt unterdessen im Vergleich zu ihm bereits den Rücken gekehrt: Wer mit basisdemokratischen Initiativen wie dem Hirscheneck gross geworden sei, brauche heutzutage beinahe schon «einen Plan B, um durchzukommen».

Versinnbildlicht wird diese wenig ermutigende Situation durch zwei aktuelle Meldungen aus dem Kulturbereich: Während die Renovation der Lüftungsschächte des Theater Basel für 10 Millionen in der Regierung durchgewunken wurde, geht der 1994 aus der Alternativkultur entstandene Rockförderverein RFV mit einer Crowdfunding-Aktion neue Wege: Zur Anschaffung eines dringend benötigten zweiten Bandbus kann der RFV aus eigenen Mitteln nicht mehr als 10 000 Franken beisteuern: Das ist ein Drittel der benötigten Gelder – und im Vergleich zum Theater-Rahmenkreis ist gerade mal ein Tausendstel.

Der Vorstoß des RFV, der Bands helfen will, Kontakte ausserhalb des an Auftrittsmöglichkeiten armen Basel zu knüpfen, offenbart implizit

die Krux der hiesigen Kulturpolitik: Das spriesende Unkraut der Alternativkultur, welches der Hochkultur eigentlich sowohl Boden wie Zukunft sichert, wird unter «Rotgrün» zunehmend an der Wurzel gezupft und transplantiert. Sprich: man beschränkt sich somit auf die Verwaltungsebene – die Artenvielfalt muss anderswo erblühen.



Tara Hill *1982, freie Journalistin und Soziologin lic. phil., arbeitet seit einem Jahrzehnt für diverse nationale und internationale Print- und Onlinemedien. Daneben ist sie als Veranstalterin und Kulturschaffende im Bereich Alternativkultur aktiv und amtet als Jurorin unter anderem für den Regiosoundcredit des RFV, den Kulturförderpreis der Stadt Basel und fürs Jugendkulturfestival JKFF.

Tattoo-Tattaa!

WALTER MORGENTHALER

Basel ist eine Stadt, was niemand ernsthaft bestreitet. Nicht die grösste Stadt, was niemand behauptet, aber immerhin eine städtische Stadt. Eine Kleinstadt vielleicht, aber eine kleine Weltstadt gewiss. Kulturfeststadt der Schweiz, als die sie sich selbst bezeichnet und wie man in jedem guten Touristenführer nachlesen kann. Basel hat seinen Paracelsus, Jacob Burckhardt, ein bisschen Nietzsche, den Roger Federer, vier Nobelpreisträger für Medizin, die Life Sciences und das Intelligenzzentrum des Novartis Campus. Basel hat seine Uhren- und Schmuckmesse, den FCB, den Morgenstrach, Herzog & de Meuron und die ART. Außerdem hatte Basel seine BAZ und hat noch immer sein TATTOO.

Für Unbetroffene, die es noch nicht wissen: Das TATTOO ist hier, in Basel, keine private Hautstichelei, sondern ein Militär- oder Marschier-Musikfestival mit Dudelsack, Pauken und Trompeten. Bereits das neunte Spektakel ist diesen Sommer im Kleinbasler Kasernenareal über die Bühne gegangen, und ein Ende ist nicht abzusehen. Es leben die Superlative: Das «Tattoo» ist das «weltweit zweitgrösste Openair seiner Art» und leistet sich die «besten Repräsentationsorchester aus aller Welt». Das soll mal jemand nachmachen, Edinburgh natürlich ausgenommen, das den weltweit ersten Platz einnimmt! Tausend Mitwirkende, 120'000 Besucherinnen und Besucher, eine Kasernenkulisse, wie's im Bilderbuch steht, und eine eigens für den Anlass umbenannte Eventmeile, die TATTOO STREET (ehemals Kasernenstrasse), mit Bratwurst-, Raclette- und Fondueständen. Die Beizen, Cafés, Laden- und Rotlicht-Betreiber freuen sich. Verständlich. Anwohner zur Linken, zur Rechten, davor und dahinter ärgern sich. Ebenfalls verständlich. Auf neun Tage Gratisblasen und Fondue-Wurscht-Geruch vor dem Fenster ist keiner erpicht. Wer kann, verreist: in die

Sommerzwangsferien, auf eigene Kosten natürlich. Auch ich werde verreisen. Aber erst, wenn ich die Hauptprobe bestanden habe. Zuerst will ich sehen, was ich Tag für Tag zu hören bekäme, wenn ich nicht zu fliehen bereit wäre. Und, zugegeben, die Veranstalter sind grosszügig: vier Eintrittskarten pro Briefkasten, gratis abzuholen an der Grossbasler Schneidergasse, vorbehaltlich Verfügbarkeit.

Ich bin kein waschechter Kleinbasler, nicht mal ein Basler, ich brauche weder die Fasnacht noch das TATTOO. Ich komme vom Land, wo es beides nicht gibt, aber ich lebe hier, Jahrzehnte schon, und habe zumindest gegen die Fasnacht nichts vorzubringen, deren Notwendigkeit für das Basler Wohlbefinden ich einsehe. Und das TATTOO? Vor fünfzig und mehr Jahren hätte mich, ohne Zweifel, die Begeisterung befallen. Ich liebte die Blasmusik. Über alles.

In der Stube unseres Schindelhauses sass ich, ganz dicht vor dem Radio, und horchte auf die Klänge der wöchentlichen Marschmusik-Sendung von Radio Bero-münster. Nichts ging mir über den flotten Rhythmus der Marschmusik: «Alte Kameraden», Radetzkymarsch, «Fräulein, hund Sie mis Hündli gseh?» Mit allergrösstem Ernst habe ich selber in der Harmoniemusik «Ein-tracht» (oder ähnlich) Klarinette gespielt, auch im Marschschnitt an den Umzügen zur Einweihung von Schulhäusern und neuen Vereinsuniformen teilgenommen. Im wehrbaren Alter bin ich sogar Militärtrompeter (so heissen im Armeespiel alle ausser den Tambouren) geworden. Ich habe mir die Merksätze des Instruktor-Adjutanten einverlebt: «Wir sind kein Dilettantenverein, wir sind Berufsmusiker.» Für 17 Wochen zumindest. Wir

lernten richtig musizieren, den Ton durchhalten und ausschwingen lassen: «Rhythmus ist Wartenkönnen!» Und wieso taten wir's? Weil wir froh waren, nicht mit Gewehren herumrennen und Krieg spielen zu müssen. Unsere Konzerte zur Verbindung von Volk und Armee waren vielleicht ganz okay. Doch das Gebläse in der «Marsch-Formation»: Haben Sie sich das mal genau und aus der Nähe angehört? Die Töne, wie sie in alle Himmelsrichtungen zerstieben, das Vor-sich-hin-Tuten jedes Einzelnen, der, auf seine Schritte konzentriert, von den andern nurmehr die fahrig hergehwehten Töne vernimmt? Wissen Sie, dass die Holzbläser ihre Instrumente zu strapazieren gezwungen sind bis zum Geht-nicht-mehr, damit sie überhaupt gehört werden? Die Drill-Shows mit ihren Krumm- und Kontermärschen! Schon 1967, zur Zeit meiner Militärtrompeter-Karriere, wurden

sie eingebütt: als neuester Armee-Hit. Ein Jahr später begann es zu kriseln, sogar in den Kasernen. Wir spielten, weil wir mussten, manchmal mit tückisch versetztem Rhythmus, um einen stolz vorbei defilierenden

Kommandanten ins Stolpern zu bringen. Zurück zum TATTOO, zur Drill-Show von heute! Sie sind, ein halbes Jahrhundert nachdem sie's eingebütt, immer noch dabei, paradierten und defilierten, als ob's vorgestern wäre. Nur dass jetzt alles, selbst die Musik, ohne Rücksicht auf Verluste «Show» ist. Es wird nicht nur marschiert und kontermarschiert, sondern gehüpft und gehoppt, gesungen, gejodelt, getanzt, gerannt, geklatscht und mit Gewehren gefuchtelt. Schweizer Trompeter schwingen Taler, die Australian Army Band spielt Rugby, die Singapore Armed Forces Central Band singt (!) das «Vreneli vom Guggisberg». Wer-

dende und gewordene Männer, die mit militärischem Ernst den Hanswurst machen. Und dazwischen, damit es schön archaisch bleibt, ein Heer vereinigt gellender Dudelsäcke (Massed Pipes & Drums).

Und die 120'000 Zuschauer, die freiwillig gekommen sind und immer wieder kommen? Was ist es wohl, was ihnen die Gänsehaut beschert, für die sie bis zu 160 Schweizerfranken hinblättern? Ist es der Drill, sind es die «Ohrwürmer», die das Programm verspricht? Gegen die Lust am Drill, sagen die Historiker, ist kein Kraut gewachsen. Was aber die Ohrwürmer anbelangt: Psychologen empfehlen zur Entwöhnung entspanntes Hören ernsthafter Musik oder das Lösen leichter NZZ-Sudokus.

Für Unbetroffene, die es noch nicht wissen: Das Tattoo ist hier, in Basel, keine Hautstichelei

Walter Morgenthaler, *1946 in Grabs (SG), Germanist, Hauptherausgeber der Historisch-Kritischen Gottfried Keller-Ausgabe.



Ich sei der letzte lebende Kommunist in Basel

EIN COMMUNES SUADAPORTRÄT VON GUIDO NUSSBAUM MIT BIRGIT KEMPKER

Ist mir lieber als Marxist. Marxist ist abstrakter. Weniger direkt zu leben. Eher Idee. Kommunist kommt nicht von Kummer. Kommunist kommt von Kommune. Gemeinsam. Common. Zusammen. Ich erscheine hier durch die Feder der Genossin. Ich erlaube, dass sie mich erfindet. Das bin ich, ja und das bin ja nicht ich, was hier steht, was du liest. So geht gemeinsam. Ich, sie und du. Ich bin mutig. Man könnte mich behaften auf einer Aussage. Ich bin nicht sehr gesellig. Lösungen sollen gemeinsam ohne Machtausübung erarbeitet werden. Kultur ist das Gegenteil von Marktwirtschaft. Kultur ist Denken und Reden und Malen und Musik machen, damit man etwas erarbeiten kann ohne Gewalt, ist noch schön, so ein alter 68iger. Der Mann mit der Hasenscharte, es geht um den zwanglosen Zwang des besseren Arguments, Habermas. Kultur ist Vergangenheit und die Zukunft. Arbeit am Leben. Es ist Veränderung und Veränderung ist Reden. Alle Worte haben sich kompromittiert. Trotzdem reden.

Ich bin grosszügig und tolerant. Die Genossin hier ist sehr bestimmt in ihrer Weigerung, zu tun was ich will. Ich hätte lieber das Heft in der Hand. Na gut. Man gibt die Kontrolle ab. Etwas. Darum geht es ja in der Kunst, um beides, sie abgeben und sie behalten. Sie hat Verfügungsgewalt über das, was ich hier sage. Wir bilden mich hier zusammen. Ich wollte ein mehr strategisches Vorgehen. Ein leichteres Spiel. Ein durchschaubares. Ein für dich Leserling mitspielbares. Ich mag Manipulationen, die sichtbar sind. Du hättest mitmachen können. Ich finde es nicht so negativ, manipulieren, weil ich ein bildender Künstler bin. Wir manipulieren. Vielleicht manipulieren wir auch Leute. Wahrnehmung. Mit Verführung geht es leichter. Mein Spiel wäre eine Art Quiz gewesen, leicht ironischer Umgang mit deiner Erwartung. Leser, dass alles schön zuortbar ist, welche Frage gehört zu welcher Antwort. Raffinierter schon. Es wäre lesbar gewesen. Viel weniger Arbeit. Sie sei oft verstimmt bei Absicht, sagt die Genossin, sie wolle, dass etwas Reales passiert, wenn sie sich dafür interessieren soll. Etwas geplantes, planes, schlaues und was auch noch hingehauen hat in seiner Absicht, verabscheut sie. Sie liebt Fehler. Na gut. Sie wollte, ohne viel Federlesen, dass ich gehorche. Ich versuche noch einmal zu führen, dann übergebe ich mich. Gehorchen und Toleranz kann ich gut. Es ist mutig von mir, mich durch die Genossin in meine Haut schlüpfen zu lassen und dir zu lesen zu geben.

Ich klingel auf den Glockenschlag. Das ist nicht meine Art so pünktlich zu sein. Stehst du unter Strom, fragt sie. Strom? Spannung ja. Ich bin ein ängstlicher Mensch. Ich schäme mich beim Lesen einzuschlafen. Beim Musikhören nicht. Dich besuchen, Genossin Kempker, für dieses Gesprächsding, das ist schon mutig. Nur wer Angst hat kann mutig sein. Ich betone das. Ich bin mutig weil ich neugierig bin. Die Leute sollten sich weniger schämen oder es trotzdem tun. Kunst ist Freiheit, sagt sie. Mein Traum als Romantiker, Koffer, Zahnbürste und das Hotelzimmer, das wäre frei gewesen. Eigentum ist mühsam. Eigentum ist Diebstahl. Bakunin. Man ist dann schon

sehr allein. Das wurde beschrieben von Josef Roth. Der freie Poet. Ich habe es praktiziert 2 Jahre lang. Ohne Plan. Ohne Absicht. Aber dann kommen doch Dinge hinzu. Du wirst zum Besitzer. Der Besitz ist nebst Genuss auch Fessel. Du bist für etwas verpflichtet. Zuerst eine Frau und dann die vielen Dinge. Ich bin für Feminismus, aber Frauen wollen ein Nest. Ich habe nichts gegen Vögel und Naturgesetze, aber so ist es, auch wenn es ein Vorurteil ist, es ist so. Wenn du mit einer Frau lebst, bist du weniger draussen in der Welt. Ich lebe mehr zurückgezogen. Nicht so gemeinschaftlich. Die reine Lehre geht vielleicht wenn man alleine lebt. Zu zweit muss man mit Widersprüchen leben können ohne allzu viele Gewissenisse.

Die wollen Vielweiberei, die wollen deine Frau, so lief die antikommunistische Propaganda. Das Familiäre an der Partei mag ich nicht. Ich bin am Abnabeln. Es ist eine Pseudogesellschaft. Ich bin eingetreten als die Mauer fiel in Berlin. Wir haben uns nie mit der Sowjetunion identifiziert. Jetzt können wir Linken endlich Politik machen. Dachten wir. Die Partei ist nicht Verhängnis, nicht Schicksal wie das Elternhaus, du musst dich erklären, es ist eine Wahl.

Mein Marxismus ist mein Widerspruchsgeist. Meine angelernte Manie, zu widersprechen. Den Widerspruch zu suchen. Dialektik. Ich denke lieber erst mal das Gegenteil. Nein. Ja, ich bin für Kultur. Meine Genossin

ist akut oder schon länger? von einer Kulturrallye gepackt. Ich lass sie das später auspacken. Sie glaubt aber heimlich auch dran, glaube ich, sonst würde sie es nicht tun. Sie würde nicht mit mir hier sitzen und später einen Guido Nussbaum daraus fabrizieren für die Programmzeitung. Ich glaube nicht an Eigentum. Diebstahl ist kein Kapitalverbrechen sondern eben ein Verbrechen am Kapital. Zeit ist eine Währung? Mich hat nie bekümmert, dass ich jemandem die Zeit wegnehme. Zeit verschenken, das kommt vor. Ich habe schon das Gefühl ich würde jemandem die Zeit wegnehmen, manchmal. Wenn mehrere gleichzeitig meine Zeit gekauft haben, lasse ich den Zufall entscheiden. Es wird sonst unmenschlich. Ich kann ja nicht sagen Hilde hat mehr Recht auf die Zeit als Ursula, weil sie die bessere ist oder mehr bezahlt hat oder weil sie grösser ist oder lauter oder mich mehr bestraft, wenn ich fehle. Verkauf der Arbeitskraft, das hat schon Marx so gesehen, dass mehrere eine Arbeitskraft kaufen zur selben Zeit, das noch nicht. Ich sage der Genossin, wenn sie so zerklüftet ist muss sie sich nicht wundern, dass es gleichzeitiges Anrecht von Zeitkäufern für ihre eine Zeit gibt. Prendre le temps. So heisst gleichzeitig die Ausstellung bei Stampa in Basel und Fernetbranca Fondation. Die Zeit nehmen wie Tee.

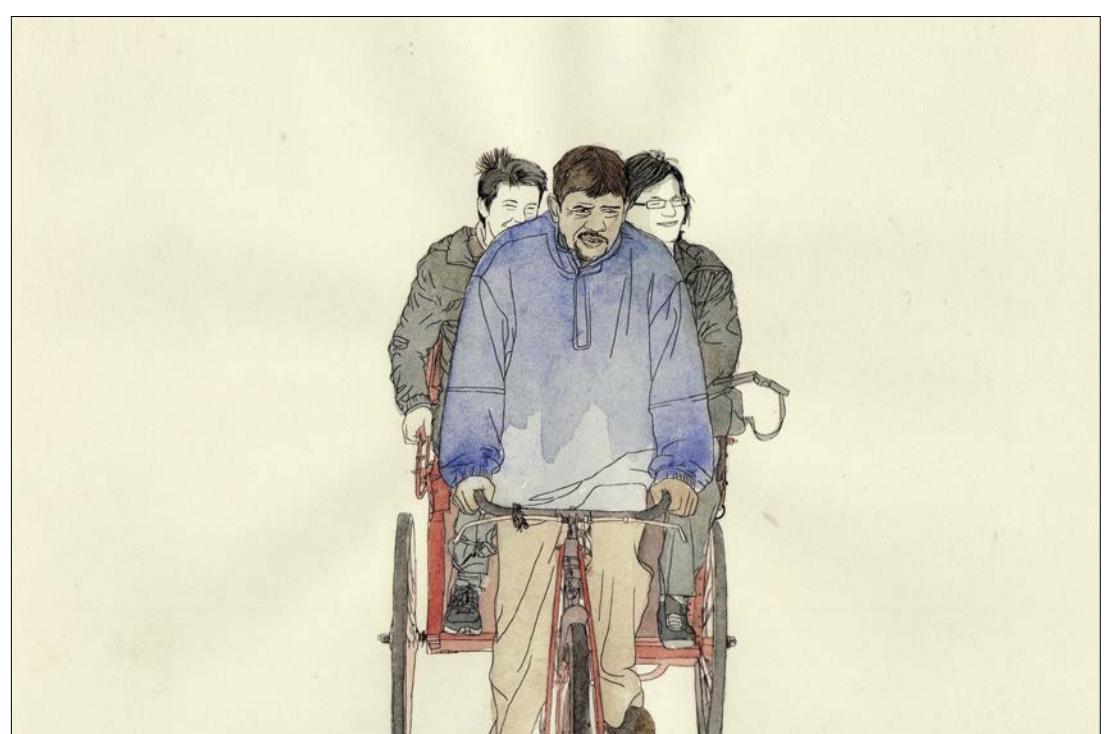
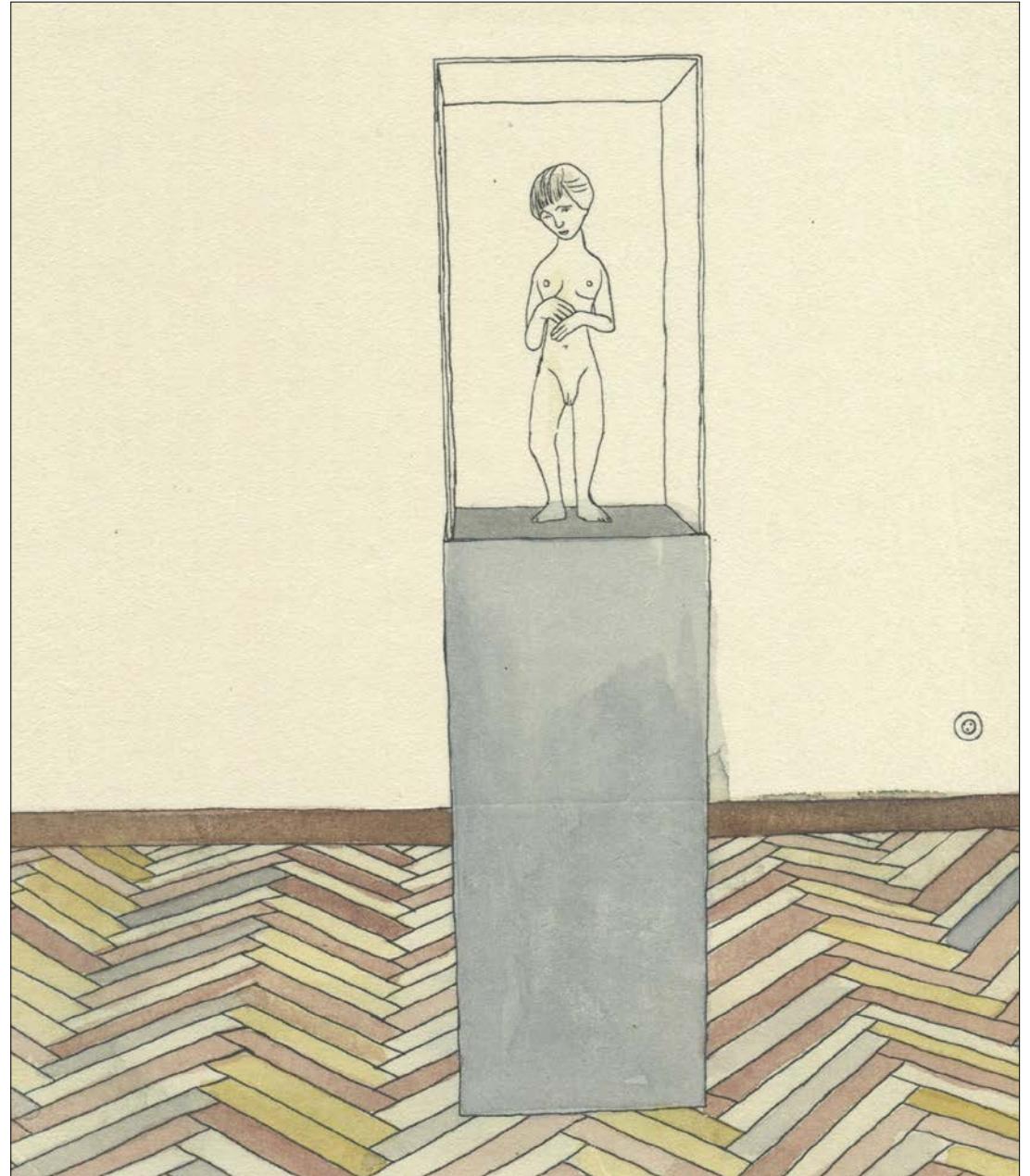
Ich habe einmal das rote Fahrrad ihres kleinen Sohnes in ein Objekt umgebaut, gestehe ich ihr. Die Genossin unterdrückt ihr Entsetzen. Es ist fast 30 Jahre her. Eigentum ist eine ernste Sache, wenn es den Kindern gehört. Eigentum respektiere ich nicht besonders. Bei Kindern werden Frauen zu Löwinnen. Wir versuchen das rote Fahrrad zu umschiffen. Also Zeit. In Zeit zahlen oder mit Zeit tauschen? Ich rauche nur einmal im Jahr einen Monat lang. So dehne ich die Zeit wie ein Fünfzehnjähriger sie empfindet. Ich warte und

warte endlos scheint es. Ich bin ein starker Raucher. Es ist ein Spiel. Die Zeit spielt eine Rolle. Sie geht ja so schnell vorbei. Wenn man etwas plant für sich, wo man sich danach sehnt, geht die Zeit eben nicht schnell vorbei, dann geht es unheimlich lang. Die Genossin findet gedehnte Zeit nicht absolut ein Gut. Zum Beispiel beim Zahnarzt. Ich akzeptiere Fehler. Vielleicht habe ich einen Fetisch auf Fehler. Ich nehme Fehler mit Hingabe hin. Zum Beispiel der schwarze Tee der Genossin. Er ist zu stark. Ich will aber kein heißes Wasser. Ich will ihn so wie er ist, zu stark. Ich will die Fehler auskosten. Ein Fehler führt zum nächsten Fehler. Das ist ein System. Einen Fehler reparieren führt zur nächsten Reparatur.

Unsere Flugträume sind verschieden. Wenn ich fliege, kommen mir manchmal spitze Felsen in den Weg. Ich weiss dann sofort, es ist wieder dieser Traum mit den Hindernissen. Solche Flughindernisträume sind unangenehm. Sie träumt, ohne Ende zu steigen. Um nicht zu sinken, werfe ich Ballast ab, nicht zuviel, dann steige ich ja, und

nicht zu wenig, dann würde ich eben sinken. Das Problem kennt sie nicht. Ballast aber kennt sie. Wenn ich lese, schlafte ich dabei oft schnell ein. Das ist mir peinlich. Wenn ich Musik höre und einschlafe ist mir das nicht peinlich, im Gegen teil, ich habe ein Gerät, das stellt sich von selbst ab. Ich nehme die Musik dann mit in den Schlaf.

Meine kommunistische Praxis? Das ja wie im Beichtstuhl. Nichts zu beichten haben ist peinlich. Die Nächstenliebe. Den anderen verstehen. Mit ihm zusammen sein. Der Glaube daran, dass im Gespräch sich endlich eine vernünftige Idee zeigt, dass man ein bisschen lebt in Auseinandersetzung mit anderen, den anderen verstehen wollen, Liebe ist vielleicht den anderen verstehen. Comprendre. Mitnehmen. Sich mitnehmen lassen. Ich bin jetzt mitgenommen. Vielleicht sind nur intelligente Menschen fähig zu verstehen, zu lieben. In anderen Leuten etwas entdecken. Missverständnisse sind weiterführend. Verstehen und Verfügungs gewalt? Sehe ich nicht so. Die Verfügungsgewalt über ein Haus heisst im französischen: jouissance. Genussrecht. Der Hedonismus, das Konsumieren, vielleicht ist davon zuviel, ich bin nicht froh gerade über die Menschen. Ich möchte mal wieder ins Theater, nicht nur Kulturtäter, auch mal Konsument sein. Wie arm ich bin? Ich sage nämlich ich sei arm und das sei ein Luxus. So direkt sag ich es nicht, aber dass es gut so sei. Eigentlich ist arm sein, da bin ich ein bisschen schrullig, auch ein bisschen glücklich sein. Ich achte darauf günstig einzukaufen. Ich falle auf Aktionen rein, das ist nicht das gesündeste. Ich habe in Basel kein Internet mehr. Zu teuer. Ich kaufe Sonderangebote. Ja. Vielleicht kommt das vom Krieg. Ich beobachte, wie ich in meiner Arbeit Motive wiederhole. Sehe sie dann wie neu. Ja, ich wiederhole mich. Das ist gut. Die Genossin hat mich nicht genug gefordert. Sie war zu sehr auf Versöhnung aus. Harmonie.



Sie war zu wenig böse. Ich hab hier zu viele Gemeinplätze raus gelassen. Sie habe mich an der langen Leine laufen lassen, damit ich ihr eine Beute vom Feldweg zurück bringe, an die sie nicht hätte denken können. Wenn sie mit kurzer Leine fragt, kann sie sich die Antwort auch gleich selber geben. Die Genossin ist doch böse.

Ich sei doch gar nicht so naiv, ich spräche, als gäbe es keinen Kulturbetrieb. Dann spreche dich in meinem Porträt ruhig aus, biete ich ihr an. Ich bin ja für zusammen. Ich bin auch meine Genossin. Ein kleines Beispiel, sage ich.

Auf welche Kunst sie allergisch sei, wurde im Sommer eine Kulturbetreiberin gefragt. Auf solche, die hoch hinaus wolle, mit hohen Ansprüchen käme und diesen Ansprüchen handwerklich nicht entsprechen könne, also scheitern würde an ihrer Allmachtsfantasie und Unbegabtheit und alles das würde sie schon entscheiden können, wer etwas könne und wessen Pläne zu übertrieben hoch gestochen seien in die Luft nämlich, ohne Realisation. Jemand, der dem, was er will, nicht gewachsen ist, furchtbar. Hybris. Kunst also, sagt meine Genossin, diese kastrierenden Betreiberinnen erklären uns alle zu Toten, denen sie erklären, was Kunst sei. Also sei diese Kulturbetreiberin mit ihrem festen Einkommen, ihrem Einkauf in einer Kulturlartersgemeinschaft und ihren ganzen vielen schönen bürgerlichen Kuckucksnestereien ein Verhängnis, ein eiserner Vorhang vor die Kunst, sie sei eine Kunsthasserin, und das sei für eine Kulturbetreiberin normal und das sei der Skandal, nicht die einzelne Kulturbetreiberin, sondern alle, das System: Kulturbreiberei sei hässlich und töd-

lich für die, die betreiben und für die, die betrieben werden. Sie möchte nie von so einer dummen Negationsmaschine begriffen werden, sagt die verletzte Genossin, obwohl ja Kultur mit nein beginnt. Ja? Nein?

Ich bitte sie nun wieder zu meiner Person zurückzukommen und zu bedenken, dass die Kunst und das Bürgertum, besonders in der Literatur, zusammen gehören. Ich bin für das Zusammen. Ich bin nicht romantisch. Ich bin kommunistisch. Ich glaube an die Kultur, auch mit Kulturbetrieb. Ich glaube, dass sie etwas bewirken kann. Indem ich mich

sagt sie, Entspannung für Totalausfall zu halten. Die Spannung in der Entspannung, ja, auch sexuell, und wie komme die Kulturbetreiberin dazu, nicht niederzufallen vor so einem hochfliegenden Planer? Der sei pathologisch, höchstens, stop sage ich, es geht hier um mich. Ist das alles Übertragung? Psychoanalyse und Esoterik, die liegen einem alten 68iger nicht so, das waren die Anderen. Ist das mit dem Einschlafen Harmonie? Es fehlt der Elan vital, deshalb schlaf ich ein. Der sollte aber nicht fehlen wenn ich lese. Ich kapituliere vor dem Buch. Was einen am Denken, Schauen, Fühlen hält, das ist es, was einen wach hält. Ich schäme mich dem menschlichen manifestierten Geist, dem Buch, nicht standzuhalten. Männer sind aus oder an, sagt die Genossin, die Zwischenzustände haben für sie kein Flair.

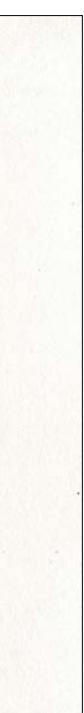
Kurz vor dem Wegsein Dasein. Twilight. Wach, aber kann nicht kontrollieren. Dieses Schweben. Hat das mit Meditation zu tun? Der Teufel riecht Weihwasser.

Wer hat die Verfügungsgewalt über die Kunst? Die Betreiberin? Die Besprecherin? Ich lasse das Wort mal gelten. Toleranz kann voreiliges Verstehen sein im Sinn von Nichtverstehen. Soll da gehören was da ist denen die für es gut sind. Kaukasischer Kreidekreis, Brecht, gilt nicht nur für Boden, gilt auch für Kunst.

Birgit Kempker *1956, lebt in Basel, Texte für die Kunst. Texte in der Kunst. Dozentin in der Kunst. In der Literatur. *Prosa. Essay. Nachersetzung. Hörspiel. Theater. Installation. Performance. Netz. Songs. Sounds. Radio. Collaborationen und Sphinx. Zuletzt: „Das Sehen Versuchen. Umverteilungsbungen.“ Edition Korrespondenzen Wien 2013. „Vom Vater von Birgit Kempker“ WDR, Hörspiel 2014*

Guido Nussbaum *1948 in Muri, Aargau. Nach dem Vorkurs in Luzern und der Fotoklasse in Zürich Weiterbildung zum Zeichenlehrer. Er ist mit der Kunsthistorikerin Patricia Nussbaum-Allain verheiratet. Seit 1982 lebt er in Basel, wo er 1987-1992 an der Mal- und Bildhauerfachklasse der Schule für Gestaltung unterrichtete. Er stellt seit 1981 regelmässig in der Galerie Stampa aus. Repräsentative Ausstellungen: 1987 in der Kunsthalle Basel und zehn Jahre später im Kunsthause Aarau. Seit 1988 Mitglied der PdA Schweiz. 2006/7 Nussbaum-Tribunal über Kunst im öffentl. Raum. 2011 Prix Meret Oppenheim. Zur Zeit beteiligt an der Ausstellung „Prendre le temps“, Fernet Branca in Saint Louis.

Männer sind aus oder an, sagt die Genossin, die Zwischenzustände haben für sie kein Flair.



Gummikultur fernab vom Porno – elastische Aufklärung in der Condomeria

DOMINIQUE ZIMMERMANN



Vor dem Schaufenster wird täglich fotografiert, gekichert oder schnell weggeschaut: Seit 25 Jahren gibt es die Condomeria am Rheinsprung. Während einiger Jahre konnte im Keller des mittelalterlichen Hauses eine Ausstellung mit historischen Präsermodellen besucht werden – bis heute fragen viele danach.

Dominique Zimmermann (DZ1), Philosophin und Journalistin, besuchte die Mitarbeiterin der Condomeria Dominique Zimmermann (DZ2) am Rheinsprung.

DZ1: Die Condomeria hat Toys und natürlich Condoms aber keine Pornos im Sortiment.

Wieso das?

DZ2: Die Condomeria ist ein politisches Statement, eine Antwort auf HIV/Aids, das sich in den späten 1980er-Jahren auch unter Heterosexuellen mehr auszubreiten begann. Von Anfang an wurde bewusst auf sexistisches Material und solches, das ein verzerrtes Bild von Sexualität vermittelte, verzichtet. Pornos haben zwar unterschiedliche Qualitäten, aber letztlich sind die meisten nach einem ähnlichen Schema gestrickt: Porno-Darsteller wollen immer und können immer. Heutzutage gibt's immerhin Streifen, in denen noch unauffällig ein Condom übergestreift wird, aber lange nicht immer. Real liegt die Welt der Lust und des Frusts viel näher beieinander. Unsere Alltagswelt ist außerdem schüchterner und viel weniger aufgeklärt als die virtuelle Omnipräsenz von Sex vermuten lässt.

Wird das im Geschäft deutlich?

Durchaus. Etwa im Sprachgebrauch: Etlichen Menschen fällt es schwer, das Wort Vibrator in den Mund zu nehmen. So fragte kürzlich eine ältere Kundin mit leiser Stimme, ob wir auch so

etwas mit einem Motörli hätten. Mit Verständnis und Einfühlung können aber viele, die zuerst zaghafte sind, abgeholt werden. Das sind dann oft jene, die nach Abschluss des Einkaufs richtig dankbar sind und einem noch die Hand schütteln.

Was sind denn die Anliegen, mit denen ihr täglich zu tun habt?

Als Beratende werde ich mit allerlei Sorgen und Nöten konfrontiert. Allzu oft ist unklar, welches Condom eigentlich die richtige Weite hätte, denn das Sortiment im Grossverteiler suggeriert, dass etwa zwei Größen für alle passen sollten: so dreht sich die Unterhaltung oft recht nüchtern aber locker um Condom-Weiten und genaue Millimeter-Angaben. Männer haben nicht selten Stress, da sie davon ausgehen, stundenlang durchhalten zu müssen. Da wird wohl Sex mit Leistungssport verwechselt. Um das zu erreichen möchten sie Pillen schlucken oder irgend ein Wundermittel einreiben. Hoffnungsfroh schielte kürzlich ein Besucher auf ein Pfefferminz-Busenbonbon, das bei der Kasse auflag. Ob die helfen? Reiner Atem kann nie schaden, aber Viagra hat's bei uns keins reingemischt.

Habt ihr eher männliche oder weibliche Kundschaft?

Früher kamen eher Frauen, auch um Condoms einzukaufen. Heute ist das etwa ausgeglichen. Paare hemmen sich manchmal gegenseitig beim Kauf von Toys: Während die Frau hofft, dass der Mann entscheidet, befürchtet er, dass ein gutes

Toy zum Konkurrenten werden könnte, was in Aussagen wie folgende gipfeln kann: «Nein nein, dafür bin dann immer noch ich zuständig!» Frauen wirken der Tendenz nach experimentierfreudiger. Bei etlichen Männern nehme ich Vorurteile wahr, wenn es um Analspielzeug geht, das hat wohl mit homophoben Ängsten zu tun.

Gibt es Produkte, die besonders viele Menschen schätzen?

Es ist wie bei allem: Menschen haben individuell sehr verschiedene Bedürfnisse, was die einen reizt, ist für andere ein Ablöscher. Ob sich jemand zu einem Dildo aus Glas, Edelstahl oder Silikon hingezogen fühlt, ist genau so individuell, wie die Frage, ob jemand Baumwolle, Viskose, Polyester oder Seide bevorzugt. Das Spezielle am Rheinsprung ist letztlich, dass wir als Beratende behilflich sein können, Worte für Bedürfnisse zu finden, die offensichtlich selten formuliert oder erst halb erkannt wurden – eine interessante Aufgabe.

Klärt ihr denn junge Menschen auf oder wissen die heutzutage schon alles?

Ich denke eher, die haben aufgrund des einfach zugänglichen Pornomaterials zwar schon viel mehr gesehen, als wir im gleichen Alter, aber das Thema Sexualität müsste aus meiner Sicht noch viel differenzierter im Bildungsbereich verständlich gemacht werden. In welcher Form ist natürlich ein grosser Streitpunkt, aber es reicht nicht, dass insbesondere über Fortpflanzung und Krankheiten gesprochen wird. Sexualität ist etwas, das genau so gelernt werden kann wie andere Fähigkeiten. Diese Tatsache sollte betont werden. Es könnte außerdem verdeutlicht werden, dass Sexualität etwas ist, das ganz verschieden ausgelebt werden kann oder auch nicht. Die Asexuellen-Bewegung macht heutzutage darauf aufmerksam, dass auch die Unterlassung eine Möglichkeit ist.

Gibt es zwischendurch unangenehme Situationen im Laden?

Zum Glück kommen oft sehr sympathische Menschen zu uns, die es schätzen, dass wir ein kleines feines Sortiment haben. Touristengruppen können manchmal etwas nervig sein, wenn sie alles anfassen und fotografieren und sich verhalten, als ob ihnen der Laden gehören würde. Oder Jungs, die ihre Unsicherheit mit Machosprüchen übertönen: «Ich brauche als gröshti Condom wos git!» Oder: «He lieg, das isch für Schwuli!» Da versuche ich dann ins Gespräch zu kommen und stelle einfach Fragen, etwa, was denn falsch daran sei, schwul zu sein. Ein junger Mann antwortete darauf: «Mein Vater würde mich erschissen, wenn ich schwul wäre.» Manchmal ist es das Beste, gewisse Provokationen mit Humor zu nehmen. So musste ich mir das Lachen verkneifen, als ein etwa 10-Jähriger in den Laden kam und fragte, ob wir Condoms für Gangbang hätten. Da drehe ich am liebsten den Spieß um, indem ich eine völlig nüchternen und schlüssige Antwort gebe, als ob ein solches Anliegen alle Tage vorkommt.

Ob sich jemand zu einem Dildo aus Glas, Edelstahl oder Silikon hingezogen fühlt, ist genauso individuell, wie die Frage ob jemand Viskose, Polyester oder Seide bevorzugt.

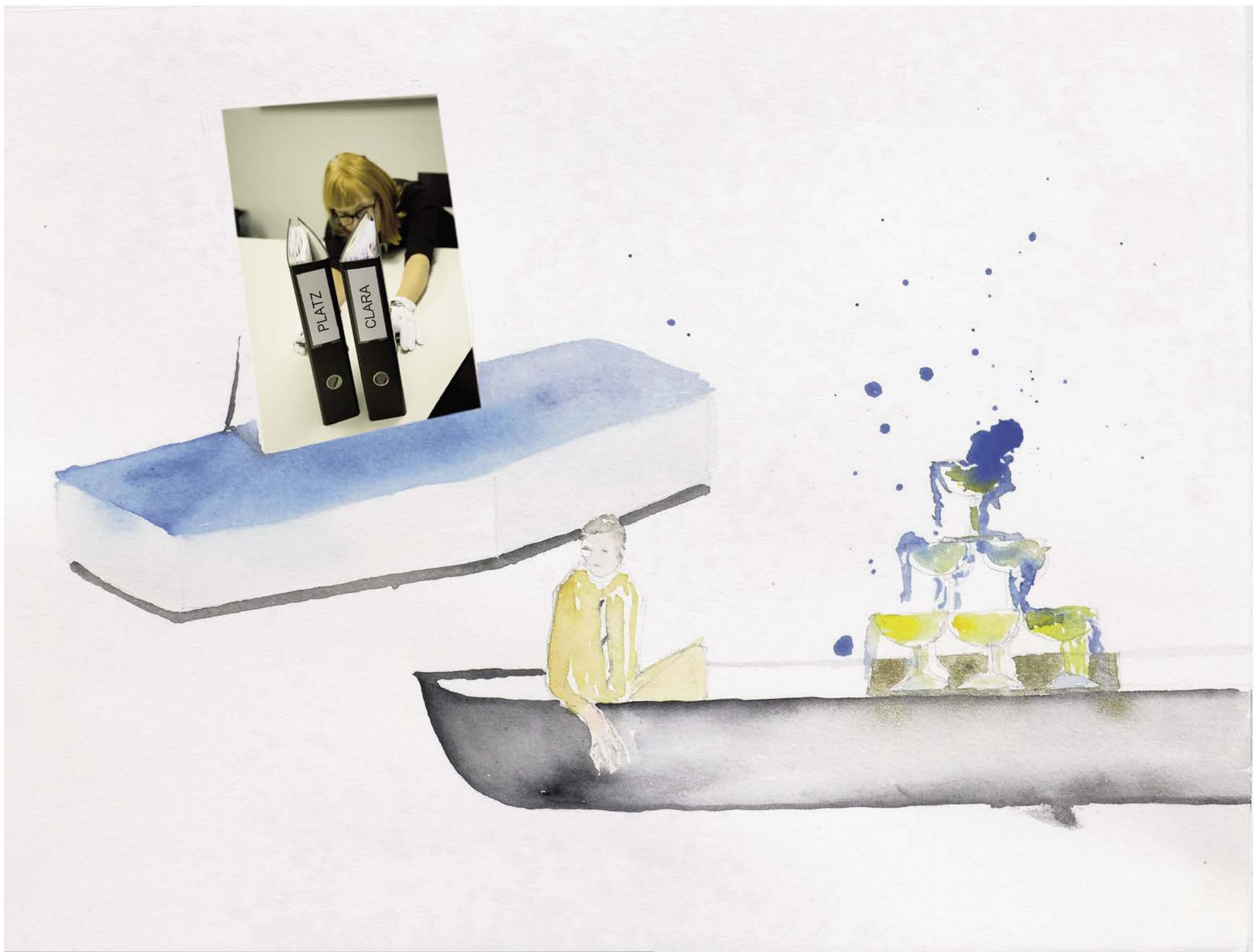
wäre.» Manchmal ist es das Beste, gewisse Provokationen mit Humor zu nehmen. So musste ich mir das Lachen verkneifen, als ein etwa 10-Jähriger in den Laden kam und fragte, ob wir Condoms für Gangbang hätten. Da drehe ich am liebsten den Spieß um, indem ich eine völlig nüchternen und schlüssige Antwort gebe, als ob ein solches Anliegen alle Tage vorkommt.



Dominique Zimmermann *1972, Philosophin und Journalistin, Beratung und Verkauf in der Condomeria, seit 1999 Philosophische Praxis chora, (www.philochora.ch). Schwerpunktthemen: Beziehungen, Sexualitäten. Diverse Veröffentlichungen, u.a. «Die andere Beziehung. Polyamorie und Philosophische Praxis», 2012, demnächst: «Das Mass der Liebe».

Auf dem Verhandlungstisch

IST EINE ARBEIT VON MONIKA DILLIER, RUT HIMMELSBACH UND ANDREA SAEMANN.



Über Gäste und Gastfreundschaft in Basel

ALEXANDRA STÄHELI

Basel sei eigentlich gar nicht so schlecht – für eine Kleinstadt, fasst Gastkünstler Andrew Ross ganz offen und unironisch zusammen, als er sich nach einer sechsmonatigen Residency wieder bereit macht, nach Brooklyn zurückzukehren. Es sei sehr gemütlich in seinem Atelier gleich neben der Fondation Beyeler und er habe endlich mal intensiv und ungestört an seinen künstlerischen Konzepten weiterarbeiten können. Nur die Basler Kunstszene habe ihn überrascht, fügt er mit seinem singenden Grossstadt-Amerikanisch an, eine unglaublich harte Nuss in Anbetracht der Überschaubarkeit der Akteure. «It's a closed circle, almost like the Mafia», in den man nur eingeweiht werde, wenn gute Freunde habe.

Dass sich die Kommunikation zwischen internationalen Gästen und regionalen Kunstschaftern in dieser Stadt manchmal auf ganz unterschiedlichen Frequenzen abspielen kann, musste auch der georgische Künstler Koka Ramishvili erfahren, als er vor vielen Jahren mit einem kleinen dünnen Kunstlederkoffer in der Hand sein Atelier im St. Alban-Tal, «in the middle of the middle ages», bezog. Von seinem Wohlstandsschock schien er sich auch Wochen nach seiner Ankunft nicht erholt zu haben, von der Diskrepanz, dass er plötzlich in einer friedlichen, politisch stabilen Umgebung mit historisch intakten Gebäuden (ohne Einschusslöcher und eingestürzten Mauerseiten) lebte, in der sich jedoch seiner Wahrnehmung nach die Leute nicht miteinander austauschten. Wie konnten Frieden und Sicherheit mit einer solchen Stille einher gehen? Das Atelier sei wunderschön, aber so ruhig, erklärte der Künstler immer wieder, was von der lokalen Betreuungskrew zunächst als Kompliment aufgefasst wurde. Endlich Ruhe. Bis Koka selbst immer mehr verstimmt, die Jalousien am Morgen nicht mehr hochzog, die Wände seines Ateliers mit Tüchern auszukleiden begann, die Barthaare immer struppiger wurden und die anderen Kunstschafter um ihn herum irritiert berichteten, dass der Georgier von Studio eins lauthals Selbstgespräche führe. Es war eine Art Robinson-Crusoe-Syndrom, das den Künstler erfasst hatte, das beklemmende und zusehends pathologischer werdende Gefühl, mitten in einer kulturell aktiven Stadt auf einer einsamen Insel gelandet zu sein. Denn ein Künstleratelier, das nicht jeden Tag vom Dampf stundenlanger hitziger Diskussionen über Kunst und Politik mit allen möglichen, zufällig hereingeschneiten Leuten angefüllt ist, musste für Koka Ramishvili so absurd gewesen sein wie eine Flasche ohne Inhalt.

So blitzen in jeder Begegnung mit Kunstschaftern aus anderen Gebieten die kleinen Unterschiede hervor, jene Phänomene, die man in Anlehnung an Pierre Bourdieus Schriften als den «kulturellen» bzw. «künstlerischen Habitus» be-



zeichnen könnte. Es sind inkorporierte, implizite und unbewusst spielende Annahmen darüber, wie Kunstschafter sich im Kunstbetrieb bewegen, welchen sozialen Stellenwert sie der Kunst zurechnen, wie ein Künstler ihrer Ansicht nach in Erscheinung tritt und agiert und wodurch künstlerischer Erfolg definiert wird.

Diese kleinen Differenzen, wenn sie denn langsam aufrieseln wie ein Riss in trockener Erde, führen meist in eine kreative Schaffenskrise, die in vielen Fällen zu völlig neuen Impulsen führen kann. Inmitten der ganz alltäglichen Geschäftigkeit der Stadt und und ihres Kulturbetriebs, in dem alle Akteure eingespielt und produktiv ihr Ziel zu verfolgen scheinen, verheddet sich der Gast dann orientierungslos im Netz der Strassen und Institutionen auf der Suche nach der alle Zweifel auflösenden Inspiration. Es ist ein Zustand der Schwebe, in den sich die Residencyteilnehmer im besten Falle begeben können – und den man etwas überzeichnet als eine Art «Zwangsmeditation» beschreiben könnte: als ein

Nur die Basler Kunstszene habe ihn überrascht, fügt er mit seinem singenden Grossstadt-Amerikanisch an, eine unglaublich harte Nuss in Anbetracht der Überschaubarkeit der Akteure. «It's a closed circle, almost like the Mafia.»

Leerwerden von allen künstlerischen Selbstdefinitionen und alltäglichen Selbstbewältigungsmechanismen – und von vielen tief sitzenden, impliziten, nun plötzlich wie bleiche Fratzen aus dem Schatten des kulturellen Unbewussten auftauchenden Annahmen darüber, was Dasein in der Welt überhaupt bedeutet.

Der amerikanische Quantenphysiker und Dialogtheoretiker David Bohm hat diesen Schwebezustand im (nicht nur interkulturellen) Zusammentreffen von Menschen, dieses «Suspendieren der eigenen Position», als eine wertvolle «Übung in Offenheit» bezeichnet, die letztlich zu einer «echten Begegnung» im Sinne des Philosophen Martin Buber führen könne. Nach Bohm geht es in einer «echten» Kommunikation darum, sich der eigenen neurotischen Prägungen aus kulturellem Weltkonzept und eigener Biographie so weit als möglich bewusst zu werden, um sie dann im Dialog,

der von Übereinstimmung bis zum schweren Konflikt alle möglichen Gesprächssituationen umfassen kann, produktiv einklammern zu können. Erst dann gelinge es, so hält Buber – der mit Bohm zusammen ein Manifest zum Dialog verfasst hat – fest, einen

Anderen oder eine andere Situation in ihrer Andersheit zu respektieren, selbst «wenn sich unsere Seele daran wund reiben mag»; vielmehr ist für den Religionsphilosophen gerade diese Differenz zwischen Ich und Du, das «Zwischen», jene Dimension, in dem sich dem Menschen erst «das Wesen von Ich und Du» erschliesst.

Im Gegenzug jedoch möchte man erwarten, dass sich auch der andere Partner, der Gastgeber oder die Gastinstitution, einer solchen Bewegung der Einklammerung und gleichzeitiger Öffnung hingeben, einem sanften Ausserkraftsetzen all jener Erwartungen an das perfekte Einpassen des Gegenübers in die bestehenden kulturellen Regeln und Settings. Man könnte dies wohl als eine erste Stufe von Gastfreundschaft bezeichnen. Und es mag nun gerade zu den koronaren Herzkrankgefäßen von kulturellen On- und Offspaces gehören – vor allem solchen des Transits, wie sie etwa Residencies darstellen –, dass sie eben diesen Raum und vor allem auch die Zeit für diesen beidseitigen Prozess der Sichtbarmachung unsrer impliziten Vorannahmen öffnen. Sie können dann zu einem Ort werden, an dem un- oder halbwusste kulturelle Identitäten und Herkünfte sich in ganz kleinen Unterschieden kristallisieren und dabei auch verhandelbar werden; zu Orten, an denen die Narben unsrer global zu schnell verwachsenen Welt in Nord-Süd- und West-Ostgefälle erfahrbar und im besten Falle auch produktiv werden – zu stillen kleinen Versuchslabors letztlich, die die Bedingungen unsrer Zeitalters der Mobilität und seinen täglich in Millionen von bits und bytes zerfallenden Austausch durch die Sprachen und Kontinente, seinen beinahe bedeutungsvollen Quick-Transfers von Wissen und Information, auf Sinn und Zweck und vor allem auf nachhaltige Wirkung überprüfen.

Wie Jacques Derrida in seiner gewohnt radikalen Schrift «Von der Gastfreundschaft» festhält, unterliegt Gastlichkeit immer einem stets fließenden und unauflösbar Paradox, das darin besteht, dass erst das Auftauchen eines Gastes die Unterscheidung zweier Menschen in fremd und eigen aufspringen lässt und es dem Gastgeber in der Folge erst möglich macht, diese Trennung durch ein offenes Haus wiederum zu durchbrechen; zugleich stellt aber der Gast diese Geste durch sein reines Erscheinen bis zu einem gewissen Grad auch wieder in Frage, denn er führt dem Gastgeber umgekehrt die Flüchtigkeit und Zufälligkeit seiner eigenen Habe, die Bedingung seiner Grosszügigkeit vor Augen. Und so kann uns denn etwa die Einsamkeit eines georgischen Kunstschafter nicht nur einen unverhofften Streifschuss europäischer Nachkriegsgeschichte verpassen, in der das Atelier eines Künstlers, zwischen Produktion und Politik aufgespannt, eine Funktion als Umschlagsplatz der Gedanken und als bedingungsloser Gastort für alle, die sie denken, übernimmt; dazu erzählt sie uns in der fatalen Verwechslung von Verlassenheit und Stille aber auch von unsrer eigenen hektischen Betriebsamkeit, unserem autistischen Streben nach grösstmöglicher Effizienz, das zugleich ein ebenso grosses Bedürfnis nach (ebenso autistischer) Ruhe freisetzt. Während Koka Ramishvili, der seine alten Kleider bald gegen leuchtende Labels ersetzte, verstanden hatte, dass er fortan eine doppelte Existenz in zwei Welten führen werde, die sich in seinem Innern kaum kaum je überschneiden sollten.

Alexandra Stäheli *1969 in Basel. Alexandra Stäheli ist Leiterin des internationalen Austauschprogramms der Künste, Atelier Mondial. Daneben arbeitet sie als freie Journalistin für verschiedene Medien.

Tête de veau braisé 8 4 Rotgeschmorter Kalbskopf mit Basler Läckerli

SAMUEL HERZOG

An der Rue de la Citronelle im Quartier de la Miosa von Port-Louis, nur wenige Schritte von dem beliebten Restaurant «Le Chien et le Lampion» entfernt, liegt das ebenfalls auf chinesische Küche spezialisierte «Dàzú» (大足). Der Name des Lokals bedeutet wörtlich übersetzt «Grosser Fuss» und ist eine Anspielung auf die stattlichen Gehwerkzeuge des sonst eher kleingewachsenen Wirts und Kochs. Adam Zhèng Píng betreibt seine Taverne schon seit bald vierzig Jahren – spricht aber immer noch kein Wort Französisch und nur ein paar Brocken Englisch. Er pflegt eine Küche, die sich bei verschiedenen Traditionen seiner Heimat bedient – und sicher findet sich unterdessen auch manch lokaler Einfluss in den Gerichten.

Als ich das «Dàzú» Anfang Mai besuchte, ging draussen gerade ein gewaltiger Regen über der Stadt nieder. Die Tropfen prasselten wie Eisennägel auf die Dächer der niedrigen alten Häuser, von denen sich in diesem einstigen Quartier der Gewürzhändler noch viele erhalten haben. Selbst im Innern des Lokals spürte man, dass sich die

Luft draussen stark abgekühlt hatte. Der Abend hatte gar nichts Frühlingshaftes – und also stand mir der Appetit nach einer wärmenden Speise. Früher war das «Dàzú» ein gemütliches Lokal mit gelblichen Wänden und kleinen, grob gezimmernten Holztischen. Vor zwei Jahren aber hat Adam Zhèng Píng seinem Restaurant einen neuen Anstrich verpasst, das alte Mobiliar rausgeworfen und dafür unterkühlte Tische aus schwarzem Holz und weisse Kunstledersessel hineingestellt, die besser in den Wartesaal einer Schönheitsklinik passen würden. Im Unterschied zu den meisten China-Restaurants, die ich kenne, wechselt das «Dàzú» seine Speisekarte regelmässig aus. Ich fand bald genau das, was mein Appetit im Moment suchte: einen geschmorten Kalbskopf, der auf der Karte als «Tête de veau braisé 8 4» angepriesen wurde.

Ich fragte Adam, was denn «8 4» bedeutet, ob das vielleicht eine Anspielung auf «1984» von George Orwell sei und ob da nicht «Animal Farm» besser gepasst hätte. Er hob die Augenbrauen, als hätte ich etwas Unverschämtes gesagt, und meinte bedeutsam: «This secret ingredient». Offen-

sichtlich wollte er mir nicht sagen, was denn die geheime Zutat war. Doch ich liess nicht locker und so versprach er schliesslich, das «secret» über dem «ingredient» nach dem Essen zu lüften. Der Kalbskopf kam in einer dunklen, stark gelatinösen Sauce daher. Er hatte jene weiche, feuchte und fleischige Völle, die das Essen zu einem solchen Vergnügen macht, dass sich der Protestant in mir zwangsläufig einen Riemen mit der Aufschrift «unverdient» über die Schulter schlägt. In der würzigen Tunke glaubte ich Zimt und Sternanis, Sojasauce und Honig her-auszuschmecken – doch was mochte die geheime Zutat sein. Irgendein spezieller Pfeffer vielleicht?

Kaum hatte ich den letzten Bissen im Mund, erschien der Wirt mit einer grossen Blechschach-

tel, auf der in leicht geschwungener Schrift «Basel» geschrieben stand. Er öffnete sie und im Innern lagen, fein säuberlich aneinandergereiht, Basler Läckerli. Sein Bruder, erklärte Adam, habe ihm diese Schachtel vor vielen Jahren aus Berlin gebracht, aus dem «Kaufhaus des Westens» –

«famous german cookie, he got it for have price». Er habe die Kekse probiert, viel zu hart gefunden und weggestellt. Kurzlich aber sei ihm die Dose wieder in die Hände gekommen – und da gerade ein Kalbskopf auf dem Herd schmort, habe er versucht, eines der holzigen Stückchen mit etwas Sauce weich zu bekommen. So sei die

Idee zu dem Rezept entstanden – leider nur gingen seine Vorräte allmählich zu Ende. Ich erklärte Adam, dass es sich bei diesen Keksen in keiner

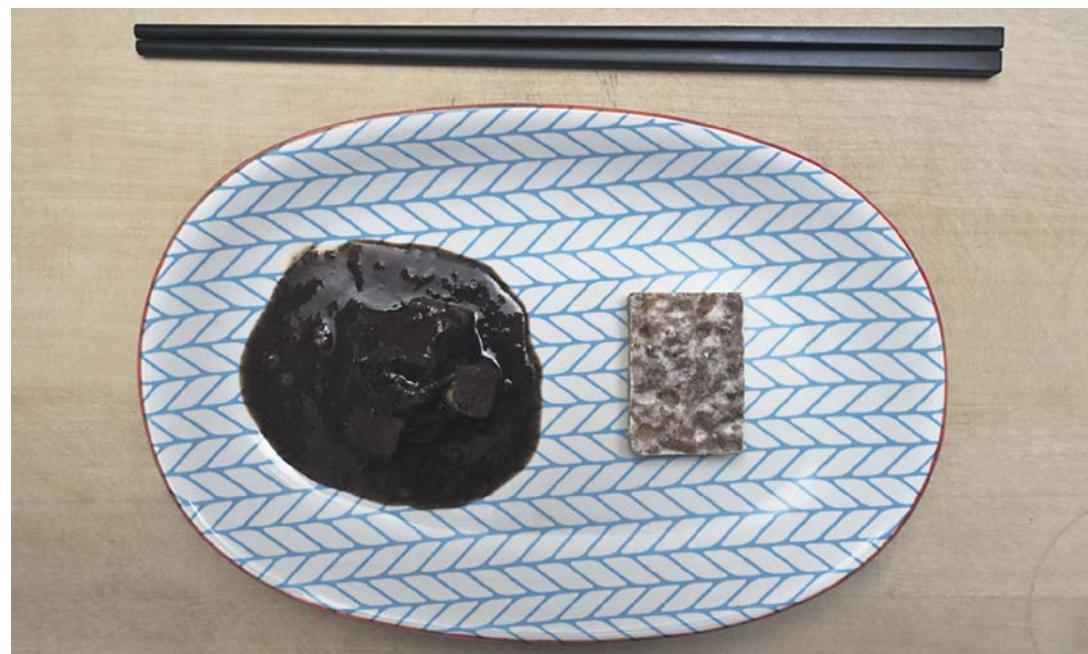


Foto: Samuel Herzog

Weise um eine deutsche Spezialität handle, sondern um ein traditionsreiches Gebäck aus der Schweiz. Der kleine Unterschied schien ihn allerdings nicht sehr zu beschäftigen. Aber was denn nun das „8 4“ bedeute, wollte ich wissen. Er habe den Namen des Biskuits, ‹Basel› also, ins Chinesische übertragen – und vom Ton her hätten ihm bā (八) und sì (四) am ähnlichsten geklungen. Sein Cousin, der jeweils die Speisekarte für ihn übersetzte, habe von dem ursprünglichen Wort nichts gewusst, also bā und sì einfach mit 8 und 4 übersetzt. «I want keep name, 8 4 much more sexy than Basel.»

Natürlich war ich damit ganz und gar nicht einverstanden – schliesslich habe ich in Basel einige Jahre meines Lebens verbracht. Doch all meine Versuche, Adam die kulturelle Bedeutung dieser traditionsreichen Stadt und ihres berühmten Läckerli zu erklären, scheiterten kläglich. Ja ich konnte ihm nicht einmal verständlich machen, dass es sich bei den Keksen in seiner Schachtel um ein Gebäck namens ‹Läckerli› handle. Viel-

leicht war ja das Wort selbst daran schuld – vielleicht aber auch Adams etwas bornierte Art. Als ich das Lokal schliesslich verliess, fühlte ich mich nicht nur leicht frustriert, ich konnte auch das L-Wort nicht mehr hören – denn wenn man es allzu oft ausspricht, dann hört es sich zunehmend eigentümlich an, Chinesisch geradezu. Adams Kalbsköpfli aber habe ich in guter Erinnerung behalten. Auch für die ‹Tête de veau 8 4› gilt die universale Schmorgericht-Regel, dass sie wieder aufgewärmt noch einmal besser schmeckt.

*Samuel Herzog *1966 in Basel. Studium der Kunstgeschichte in Basel und Bern. Seit 2001 Geschäftsführer der Firma HOIO, die Spezialitäten von der fiktiven Insel Santa Lemusa importiert. Seit 2002 Mitglied der HOIO-Redaktion (www.hoio.ch). Seit 2002 Redaktor für bildende Kunst bei der ‹Neuen Zürcher Zeitung›.*

Rezept

Zutaten (für 4 Personen)

- 800 g Kalbskopf, in Stücken
- 1 EL Sichuanpfeffer (5 g)
- 4 cm Zimt (3 g)
- 1 EL Muskatblüte (4 g)
- 3 ganze Anissterne (5 g)
- 1 TL schwarzer Pfefferkörner, ganz
- 1 dl Sojasauce
- 2.5 dl Reiswein
- 2 EL Shinkiang-Essig (oder ein anderer dunkler Reisessig)
- 3 EL schwarze fermentierte Bohnen (20 g), kurz in warmem Wasser eingeweicht, dann abgespült
- 9 Basler Läckerli (80 g)
- 4 cm frischer Ingwer, 30 g, geputzt, in feinen Rädchen, leicht angedrückt
- 2 scharfe rote Chili, aufgeschlitzt und entkernt
- Zeste von 1 Zitrone

Zubereitung

1. Etwa 2 Liter Wasser zum Kochen bringen, Kalbskopftücke hinein geben, aufkochen lassen (dabei steigt leicht gräulicher Schaum auf), Hitze so reduzieren, dass die Flüssigkeit nicht überkocht. 5 Minuten köcheln lassen, in ein Sieb gießen und so lange kalt abspülen bis der ganze Schaum weggeschwemmt ist (die Kochflüssigkeit wird nicht weiter verwendet).
2. Sichuanpfeffer in einer nicht beschichteten Stahlpfanne auf mittlerer Hitze rösten bis er duftet. Etwas abkühlen lassen. Zusammen mit Zimt, Muskatblüte, Anissternen und Pfeffer in einer elektrischen Kaffeemühle zu einem feinen Pulver zermahlen.
3. Sojasauce, Reiswein und Reisessig in einen Pürierbecher geben, die fermentierten Bohnen und die Läckerli dazugeben und einige Minuten lang aufweichen. Mit einem Pürierstab zu einer Sauce verarbeiten.
4. Sauce und gemahlene Gewürze in einen schweren Topf geben, 7 dl Wasser zugießen. Ingwerscheiben, Chili und Zitronenzeste einröhren. Kalbskopftücke beigeben, aufkochen lassen, Hitze reduzieren, Deckel aufsetzen, 3 Stunden köcheln lassen. Gelegentlich rühren.

Wie bei vielen Schmorgerichten hängt vieles vom Topf ab, den man verwendet. In einem schweren Topf mit einem Deckel, der das Kondenswasser wieder in das Gargut zurückführt, kann das Fleisch stundenlang vor sich hin köcheln – dabei bleibt die Menge der Flüssigkeit konstant oder nimmt sogar ein wenig zu. Besitzt man keinen solchen Topf, dann muss man vermutlich immer wieder Flüssigkeit angießen.

5. Mit weissem Perfum-Reis servieren (auch Pellkartoffeln oder Kartoffelstock passen gut zu dem Saucengericht und können gewissermassen als Versuch einer Reconquista des chinesisch besetzten Läckerli-Territoriums angesehen werden).

Sollte der Sud am Ende der Kochzeit noch etwas zu dünn erscheinen (was allerdings nicht sehr wahrscheinlich ist), dann kann man ihn weiter einkochen. Dabei sollte man aber berücksichtigen, dass Kalbskopf enorm viel Gelatine abgibt. Kaum kühlte die Sauce ein bisschen ab (also auch schon auf dem Teller), wird sie deutlich fester. Stellt man Reste des Gerichts in den Kühlschrank, so verwandelt sich alles in einen festen, gallertartigen Block, ein dunkles Sülzchen – und wird erst beim erneuten Erwärmen wieder flüssig.

Alles, was Ihr Herz und Hirn begehrst.

Leihen statt kaufen 40.- im Jahr

270 000 Medien plus 250 neue Titel pro Woche
www.stadtbibliothekbasel.ch

GG Stadtbibliothek Basel



September 1987 bis April 1990



Mai 1990 bis Januar 1993



Februar 1993 bis Oktober 1995



November 1995 bis Juni 1998



Juli 1998 bis März 2001



April 2001 bis Dezember 2003



Januar 2004 bis September 2006



Oktober 2006 bis Mai 2009



Juni 2009 bis Februar 2012



März 2012 bis November 2014



ALTE MUSIK ANIMATIONSFILME ARTE CONTEMPORANEA ATELIER AUSSTELLUNGEN AUTOREN KORO KONSERLERI BALLETT BIBLIOTHEKEN **BILDENDE KUNST**
 CATALOGOS Kanton Basel-Stadt
 ART ЦРТАН Kultur
KANTON BASEL-STADT LM COLLECTION D'OBJETS D'ART
 MENTAIRES DOKUMENTAR FILME DREHBÜCHER EDEBIYAT EDUCATION PROJEKTE
 ELEKTRONISCHE MÜZIK OPER EXHIBITIONS ФЕСТИВАЛИ FESTIVALS FIGURENTHEATER FILMNÄCHTE FOTOPROJEKTE GASTSPIELE GENÇLIK TIYATROSU HÉRITAGE
 CULTUREL KABARETT INSTALLATIONS INTERVENTIONEN JAZZ JUGENDKULTUR
 KAMMEROPERN MEDIENKUNST KATALOGE KINDERTHEATER KINEMATHEK
 KİTAP TANITIMI KLASSISCHE MUSIK KLEINKUNST MÚSICA CONTEMPORÁNEA
 COMPOSITIONSAUFRÄGE E KOMPOZİTÖR KONZERTREIHEN KULTURELLES ERBE
 KULTURPREIS KULTURVERMITTLUNG KUNST AM BAU MUSIK KUNSTFILME
 KUNST IM ÖFFENTLICHEN RAUM LECTURES LESUNGEN ЛИКОВНА УМЕНОСТЬ
 POPMUSIK LYRIK MANUSKRIPTE MUSEEN MENTORING MONOGRAFIEN VIDEOS
 MUSEOS MUSICA ELECTRONICA UNTERSTÜTZTSIK МУЗЫКА NOVELAS OFF-SPACES
 OKUMA ORCHESTER ORCHESTRA PROJEKTE ОПЕРА PERFORMING ART LITERATUR JAZZ
 PUBLIKATIONEN RECITAL INSTITUTIONEN ROMANE SAMMLUNGSPRÄSENTATION
 SCÉNARIO SCHAUSPIEL KÜNSTLERINNEN/KÜNSTLER SLAM POETRY SERGILEF
 SPIELFILME TANZ TANZ WWW.KULTUR.BS.CH ATRO THEATER INSZENIERUNGEN
 VARIÉTÉ WERKSCHAUEN WERKSTIPENDIEN WORLD MUSIC ZEITGENÖSSISCHE
 MUSIK ZEITGENÖSSISCHER TANZ 700 ALTE MUSIK ANIMATIONSFILME ALTE

STIFTUNG ABENDROT

Die nachhaltige Pensionskasse



Bei uns hat der Ausstieg vor 29 Jahren begonnen.

Wir investieren die Vorsorgegelder unserer über 10 000 Versicherten nach ethischen, ökologischen und sozialen Kriterien. Und deshalb nicht in Atomkraftwerke, sondern auch in erneuerbare Energien: in Flusskraftwerke, in Solaranlagen oder in Windkraftwerke.

Wenn Sie für Ihre Firma eine nachhaltige Pensionskasse mit fortschrittlichen und versichertengünstlichen Leistungen suchen, dann sind Sie bei uns an der richtigen Adresse.

Eva Zumbrunn Gämperle,
stellvertretende Geschäftsführerin der
Pensionskasse Stiftung Abendrot

Wenn Abendrot auch Ihre Pensionskasse wäre? Klicken Sie auf

www.abendrot.ch



Stiftung Abendrot
Güterstrasse 133
4002 Basel

Tel. 061 269 90 20
Fax 061 269 90 29

www.abendrot.ch
stiftung@abendrot.ch